



# WINTER *flüsteren*

Tanja Voosen

i m .  
p r e  
s s ●

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

### **Im.press**

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2016

Text © Tanja Voosen, 2016

Lektorat: Pia Praska

Umschlagbild: shutterstock.com / © wrangler / © Adam Gryko / © mexrix /

© faithie

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-646-60273-9

[www.carlsen.de](http://www.carlsen.de)

Tanja Voosen

WINTER  
*flüstern*



Hi Amelie!

An dieser Stelle sollte meine bisher beste und außergewöhnlichste Widmung stehen. Ich wollte darüber sprechen, wie lange wir uns kennen und wie viel mir unsere Freundschaft bedeutet. Darüber, was für ein wundervoller Mensch du bist und auf welche Weise du mein Leben jeden Tag bereicherst. Vielleicht hätte ich auch noch angemerkt, dass du genauso tolle Geschichten schreiben kannst wie ich (MINDESTENS!), und wenn genug Platz wäre, würde ich dir noch unter die Nase reiben, wie süß Tiger gerade aussieht, während er neben meinem Laptop liegt (du hast keinen Kater, muhaha!), aber ... das hier ist mein zehntes Buch und allmählich gehen mir die Ideen aus. Ich verrate dir ein Geheimnis: Ideen wachsen nicht auf Bäumen. Nein, Brezeln auch nicht! Also machen wir es kurz und schmerzlos: Für Amelie. Du weißt warum.

## \* Prolog \*



Für heute Nacht hatte man Sternschnuppen angekündigt. In den Nachrichten war das Ganze als richtiges Event bezeichnet worden. Überall auf der Welt schienen sich neugierige Menschen auf den funkelnden Sternschnuppenschauer vorzubereiten. Dieses Jahr sollte er etwas ganz Besonderes sein. Lucy hatte davon auf dem Weg zur Schule im Radio gehört und sich anschließend in den Kopf gesetzt sich in der Sternschnuppennacht etwas zu wünschen. Deshalb war sie heute Abend zusammen mit ihrer Schwester und ihrem Freund auch aus der Stadt gefahren. Sie wusste zwar noch nicht, was sie sich wünschen würde, aber sie war fest davon überzeugt, dass ihr schon etwas einfallen würde, wenn die erste Sternschnuppe über den Himmel tanzte. Sie hatte sogar ihre Schwester Taylor überreden können mitzukommen. Vermutlich hätten ihre Eltern sie sowieso nicht alleine mit ihrem Freund so spät abends losziehen lassen, wenn Taylor nicht die Anstandsdame spielte. Lucy war das egal. Sie war schließlich nicht hergekommen, um mit Jasper heimlich rumzuknutschen – das konnte sie auch an tausend anderen Orten, sondern, weil sie unbedingt eine Sternschnuppe sehen wollte. Das stand auf ihrer Dinge-die-man-im-Leben-einmal-gesehen-hatte-Liste, die sie zusammen mit ihren Mitschülern für ein Projekt hatte erstellen müssen.

Vielleicht war das Ganze sogar so inspirierend, dass sie demnächst für das Veranstaltungskomitee irgendetwas mit dem Thema *Sterne* machen konnte. Der Gedanke gefiel ihr und sie lächelte in sich hinein. Lucy warf einen Blick zu Taylor und Jasper. Die beiden saßen auf einer Picknickdecke am Seeufer, das an das offene Feld grenzte, auf dem sich hunderte Leute eingefunden hatten, weil sie auf die Sternschnuppen warteten. Ihre Schwester und ihr Freund schienen in ein angeregtes Gespräch vertieft zu sein. Taylor bewegte den Mund, während Jasper das Gesicht verzog und dann laut lachte. Sie war ziemlich froh, dass die beiden sich verstanden. Es reichte schließlich, dass ihr Dad Jasper jedes Mal kritisch musterte, wenn er ihn sah oder er Lucy zu Hause abholte.

Lucy saß auf der Motorhaube des Wagens, den sie sich mit Taylor teilte. Sie hatte eine Decke um sich geschlungen, weil die Temperaturen Ende Oktober, wenn der Herbst sich dem Ende zuneigte, abends immer weiter abfielen und es richtig kalt wurde. Ihr Atem bildete sogar weiße Wölkchen, als sie zum Himmel blickte und ausatmete. Der Horizont war stockdunkel und nur die einzelnen Sterne funkelten als winzige Punkte. Sie hatte ein paar Sternbilder nachgeschlagen, aber in diesem Moment wollte ihr einfach keines einfallen. Ein Blick auf das Display ihres Handys verriet ihr die Uhrzeit. Es war kurz nach zwölf. Ob sie Glück hatten und sofort welche sehen würden? So eine Sternschnuppennacht konnte bis in die frühen Morgenstunden gehen und manchmal wurde man trotz ewigen Wartens enttäuscht.

Lucy kramte in ihrer Handtasche nach dem kleinen Taschenteleskop, das sie extra eingepackt hatte, aber sie fand es nicht sofort. Um sie herum wurde es plötzlich lauter. Menschen begannen erstaunte Laute von sich zu geben. Oh, nein, sie würde noch alles verpassen! Hastig rutschte sie von

der Motorhaube herunter und ließ die Decke einfach liegen, um sich zu Taylor und Jasper zu gesellen. Das Taschenteleskop war vergessen, als die ersten Sternschnuppen zu sehen waren. Lucys Augen huschten über den Himmel. Sie hatte noch immer keinen Wunsch. Mit Jasper an ihrer Seite war sie so glücklich, dass es ihr egoistisch vorkam, die Magie einer Sternschnuppe für sich zu beanspruchen. Die Chance verstreichen lassen wollte sie aber auch nicht. Sie würde sich einfach wünschen, dass irgendjemand da draußen, der genau wie sie, bevor sie Jasper kennen und lieben gelernt hatte, etwas Hilfe gebrauchen konnte, diese auch bekommen würde. Vielleicht sogar jemand in der Nähe!

So einen Wunsch würde eine Sternschnuppe sicher erfüllen. Hochkonzentriert wie sie war, bemerkte sie erst gar nicht, dass das Handy in ihrer Tasche vibrierte. Erst als der Klingelton immer lauter wurde und ihre Gedanken durchbrach, holte sie es heraus und nahm ab.

»Mom?«, fragte Lucy verwundert.

Ihre Augen waren noch immer auf den Sternenhimmel geheftet, in der Hoffnung eine Sternschnuppe erwischen zu können. Während ihre Mom sprach, breitete sich allerdings langsam ein ganz neues Gefühl in Lucys Brust aus und das war absolut kein Gutes. Und genau in dem Moment, als Lucy dann wirklich eine der Sternschnuppen mit den Augen einfing und es ihr vorkam, als würde die Zeit kurz stehenbleiben, dachte sie an einen Namen: *Kasie*.

\* 1 \*



Tagebucheintrag #23

Woody Allen hat einmal gesagt, dass man hundert Jahre leben kann, wenn man all die Dinge aufgibt, die einen erst dazu bringen überhaupt so lange leben zu wollen. Im Grunde bedeutet das nur, dass man zwei Möglichkeiten hat.

Entweder man lebt sein Leben in vollen Zügen und riskiert dabei etwas zu verlieren oder aber man ist am Leben und bleibt es aus lauter Vorsicht auch länger als andere. Weise Worte.

Mein Dad war einer dieser Menschen, die sich nie Gedanken über das machten, was weit vor ihnen lag. Er sagte immer, dass man sich nicht allzu sehr den Kopf über Dinge zerbrechen sollte, welche die Zukunft betrafen. Aber was sollte ich denn anderes tun, wenn ich Stunden in einem stickigen Zugabteil verbrachte und mit meinen Gedanken auf engstem Raum eingesperrt worden war? Freiwillig saß ich jedenfalls nicht in diesem Zug, der mich zu meiner Tante und meinem Onkel bringen würde. Da meine Mom mich allerdings vor die Wahl gestellt hatte, den Rest meines Junior-Year entweder an einer neuen Schule in der Nähe meiner Verwandten zu verbringen oder an einer Privatschule, die nun wirklich einem Gefängnis für Teenager gleichkam, hatte ich mich für Ersteres entschieden. Besser bei den Reagans als in einer Irrenanstalt – so stellte ich mir nämlich eine

Privatschule vor und das lag nicht nur daran, dass ich die Serie *Gossip Girl* ein paar Mal zu oft gesehen hatte. Regeln, Schuluniformen und mehr Regeln. Da würde jemand wie ich nicht hinpassen. Den Rest meines Junior-Year an einer neuen Schule zu verbringen war aber auch nicht viel angenehmer. So einen Schwachsinn konnte sich auch nur Mom ausdenken! Ich war eine absolut Fremde dort, ganz im Gegensatz zu den anderen Schülern, die fast drei Jahre ihres Lebens Zeit gehabt hatten, um Freundschaften zu schließen und mit den Lehrern klarzukommen. Sie hätte mich gleich in ein Becken voller Haifische werfen können. Es war zudem ewig her, dass ich meine Tante und meinen Onkel gesehen hatte, ganz zu schweigen von meinen Cousinen. Angesichts der Tatsache, dass ich von der Existenz meiner restlichen Verwandten so gut wie gar nichts wusste, waren die Reagans aber die beste Option für mich gewesen. Vielleicht würden sie mich sogar verstehen. Verstehen, warum ich so wütend war und keine Lust hatte einen auf heile Familie zu machen, während meine eigene zusammenbrach – ohne, dass ich etwas dagegen tun konnte. Schließlich hatte man mich verbannt.

Ich spürte, wie der Zug an Geschwindigkeit verlor, und seufzte. Es brachte ja doch nichts. Langsam erhob ich mich und griff zuerst nach meiner blauen Stoffjacke, die ich mit meinem Koffer in der Gepäckablage verstaut hatte. Ich zog sie an und hängte mir meine Handtasche um. Dann wuchtete ich den Koffer herunter und öffnete die Abteiltür, um auf den Flur hinaus zu treten. Der Zug legte eine abrupte Bremsung ein und ich fiel der Nase lang hin. Dabei verabschiedete sich meine Brille und schlitterte ein Stück über den dreckigen Boden des Gangs. Wie ein blinder Maulwurf tastete ich danach und hatte Glück sie überhaupt noch zu finden, ehe ich aussteigen musste. Die Brille hatte ich einmal zusammen

mit Dad ausgesucht. Er war ebenfalls Brillenträger und meinte immer, wenn man schon so ein Ding tragen musste, sollte es wenigstens cool sein. Deshalb war das Gestell meiner Brille auch von einem kräftigen Azurblau und fiel ziemlich auf. Aber ich mochte die Farbe sehr gerne. Nachdem ich mich aufgerappelt hatte und die Brille wieder saß, erhaschte ich einen Blick auf mein Spiegelbild in der Scheibe. Der Zug rauschte gerade durch einen Tunnel und aufgrund der Dunkelheit draußen zeichnete sich mein Spiegelbild umso deutlicher ab. Meine schulterlangen blonden Haare standen in sämtliche Richtungen ab – wirklich - das war nicht nur so eine Redewendung! Es sah aus, als habe ich versucht Antennen aus einzelnen Strähnen zu drehen und irgendetwas zu empfangen. Genervt versuchte ich meine Haare mit den Fingern durchzukämmen, aber das funktionierte nur bedingt. Ich würde wirklich einen super Eindruck machen!

Ich war nicht nur todmüde und erschöpft von der stundenlangen Reise (was man mir eindeutig ansah), sondern meine Haare schienen auch noch lauthals *Mode? Nein, danke!* zu schreien. Vielleicht hätte ich doch besser das Kleid anziehen sollen, das Mom jedes Mal, wenn ich es trug, mit einem euphorischen *Wundervoll!* kommentierte. Ausgewaschene Jeans mit Löchern an den Knien und die alte Bluse, die mir zwei Nummern zu groß war, würde niemand mit *wundervoll!* quittieren. Ach, was dachte ich da eigentlich? Das war meine Familie. Familie sah einen doch in den Lebenslagen, die man vor anderen geheim hielt. Wenn sie mich in diesem Aufzug nicht mögen würden, dann würden auch andere Klamotten nichts daran ändern. Sekunde Mal – was war denn, wenn sie mich alle hassten? Wenn ich für sie ein Eindringling in ihr geordnetes Leben war? Hatte meine Mom mir nicht erzählt, dass meine Cousinsen sogar beide einen Freund hatten? Soweit ich wusste, war Lucy in meinem Alter und deshalb

auch im Junior-Year. Sie engagierte sich in einem Club für die Veranstaltungen der Highschool und war deshalb sicher total beliebt. Taylor war ein Jahr älter als wir beide und hatte in irgendeinem Freizeitpark oder so einen Job. Das klang, als wären die beiden absolute Super-Teenies mit der Lizenz zum Eltern-stolz-machen.

An meiner alten Schule hatte ich ganz gute Noten gehabt und war sogar bei der Schülerzeitung dabei gewesen, aber ich bezweifelte, dass ich mitten im Schuljahr irgendwo Anschluss fand. O Gott! Ich würde die Reagan-Cousine sein, die Taylor und Lucy an der Backe klebte. Wahrscheinlich würden sie sich nur aus Mitleid mit mir abgeben. *Denk nach, Kasie! Wann hast du die beiden zuletzt gesehen?* Keinen Schimmer. Wirklich nicht.

Bei all dem Gedankenwirrwarr hätte ich es fast versäumt, auch tatsächlich an meiner Station auszusteigen. Ich hievte den Koffer auf den Bahnsteig und holte erst mal tief Luft. Hier war ja nicht sonderlich viel los. Stirnrunzelnd hielt ich nach meinen Verwandten Ausschau. Also entweder hatte ich sie wirklich verflucht lange nicht mehr gesehen und erkannte sie daher nirgends oder aber sie waren nicht hier. Bevor ich Panik schieben konnte, dass man mich vielleicht vergessen hatte, zog ich mein Handy aus meiner Jackentasche. Im Zug hatte ich null Empfang gehabt und jetzt, da er langsam wieder zurückkehrte, bestätigte sich meine flüchtige Vermutung. Onkel Frank hatte mehrmals versucht mich anzurufen und schließlich eine SMS geschickt. Darin stand, dass ich mich etwas gedulden müsste, weil gerade ziemlich viel Verkehr herrschte und die Reagans nicht durchkamen – keine Ahnung, wer kam, um mich abzuholen. Mom hatte es sicher vor meiner Abreise erwähnt, aber ich hatte nur mit halbem Ohr zugehört.

Weil ich nicht recht wusste, was ich jetzt tun sollte und mich etwas verloren fühlte, sah ich mich unruhig um. Ich entdeckte eine Bank, etwas weiter hinten am Gleis, auf der nur ein Junge saß. Also zog ich meinen Koffer hinter mir her, damit ich neben ihm Platz nehmen konnte. Der würde mich sicher nicht überfallen und ich fühlte mich in Gesellschaft von Menschen – ob fremd oder nicht – doch irgendwie wohler. Das war seit einer Weile eine meiner seltsamen Macken geworden. Aber ich hatte oft einfach das Gefühl, dass man in Gegenwart anderer Menschen klarer denken konnte. Ich war dann immer etwas ruhiger und entspannter. Bei den meisten Leuten war genau das Gegenteil der Fall, aber ich war da eben anders. Vielleicht hing das auch mit meinem ganz persönlichen Hobby zusammen. Bei dem Gedanken an das alte Tagebuch, das ich seit neuestem mit mir herumschleppte, wurde mir ganz eng ums Herz. Um zu überprüfen, dass ich es auf der Reise auch nicht verloren hatte, fischte ich es aus meinem Rucksack und starrte es an. Es war keines dieser modernen Dinge mit Schloss oder Pappdeckel, sondern in Leder gebunden, mit weichem Einband und einem Lesebändchen aus roter Samtschnur. Es war gar nicht lange her, da hatte es meinem Dad gehört. Dann hatte er es mir gegeben. Es kam mir vor, als wäre es Ewigkeiten her, dass ich Dad das letzte Mal gesehen hatte. Meine Finger begannen leicht zu zittern und ich atmete mehrmals tief durch, ehe ich mich noch in etwas hineinsteigerte, das meine Gefühle überhaupt nicht wert war.

»Du schreibst doch nicht an einem öffentlichen Bahnhof in dein Tagebuch, oder?«, fragte eine Stimme, dicht neben mir. Ich drehte den Kopf nach links. Mein Sitznachbar hatte gesprochen und sah mich neugierig an. Er schien in meinem Alter zu sein. Sein Haar war ein Durcheinander aus dunklen Locken und er trug eine Brille, die fast die

exakt gleiche Farbe wie meine hatte – was für ein verrückter Zufall! Sein Gesicht war offen und freundlich, weshalb ich ihn interessierter musterte. Kurz fiel mein Blick auf seine Schuhe. Es waren verschiedenfarbige Converse, was ihn mir gleich sympathisch machte. Es sollte mehr Menschen geben, die ihrem eigenen Stil folgten. Der Junge sah auch gar nicht aus, als hätte er groß darauf geachtet, was er anzog. Trotz der kühlen Luft trug er nur ein zerknittertes Hemd, in dem er schlaksig wirkte, weil es ihm nicht richtig passte. Seltsamerweise erkannte ich in ihm ein kleines Stück von mir selbst wieder. Ein bisschen chaotisch eben. Ich schenkte ihm ein Lächeln, ehe ich antwortete.

»Das ist ein besonderes Tagebuch«, erklärte ich. »Ich schreibe dort nicht nur meine eigenen Erlebnisse nieder, sondern Geschichten anderer Menschen, die mich bewegen. Eine eigene Sammlung an Wahrheiten sozusagen.«

Er runzelte die Stirn und hob eine Augenbraue.

»Was genau für Geschichten denn?«

»Alles Mögliche«, meinte ich aufgeschlossen. »Im Gegenzug für eine Geschichte helfe ich diesen Leuten. Wenn sie Hilfe bei irgendetwas brauchen. Manchmal sind das Kleinigkeiten und manchmal größere Dinge.«

»Ist das ein Schulprojekt, das man dir aufs Auge gedrückt hat?«, hakte der Junge nach. »Das klingt nämlich ziemlich merkwürdig und nach viel Arbeit obendrein.«

Dann huschte ein Ausdruck über seine Züge, den ich nicht deuten konnte, und Skepsis breitete sich in mir aus. Seine offene Miene wirkte auf einmal todernt.

»Entschuldige«, sagte er sanft. »Ich bin normalerweise nicht so urteilend. Ich habe nur eine ziemlich harte Woche hinter mir. Es ist einfach so unfair.«

Er hatte mich sofort an der Angel. Wie konnte ich bei so einer Aussage auch widerstehen, wo ich ihm gerade eben noch mitgeteilt hatte, was ich in meiner Freizeit so tat? Ich wandte mich ihm zu.

»Du könntest mir die Geschichte erzählen«, schlug ich vor. »Ich schreibe sie in das Tagebuch und im Gegenzug kann ich dir vielleicht einen Rat geben. Was Ratschläge angeht, bin ich wirklich gut, das verspreche ich.«

Er dachte kurz nach, dann nickte er langsam.

»Ich sitze an diesem Bahnsteig, weil ich meine Freundin besuchen möchte«, fing er an und seine Stimme klang plötzlich gedämpfter. »Sie lebt in Island. Ihre Familie ist vor einer Weile umgezogen und seitdem haben wir uns nicht mehr gesehen. Ich ertrage es einfach nicht mehr von ihr getrennt zu sein. Gestern habe ich erfahren, dass sie schwer krank ist und mich nicht sehen will.«

Ich sah ihn mitfühlend an. Er lächelte matt.

»Ihre Familie will, dass sie mit jemand anderem zusammen ist, sich am besten noch verlobt, trotz ihres jungen Alters. Ihre Eltern sind super streng und halten das für den einzigen Weg, wie sie keine Schande über die Familie bringt. Das ist alles total verquer. Dabei liebe *ich* sie und weiß nicht, was ich tun soll.«

*Wow, das war ziemlich harter Tobak.* Ich ließ seine Erzählung Revue passieren, als ich seine Geschichte auf einer freien Seite in dem alten Tagebuch niederschrieb. Dann sah ich ihn wieder an. Seine Augen ruhten

noch immer auf mir. Offenbar hatte er mich die ganze Zeit beobachtet. Ich spürte, wie meine Wangen warm wurden.

»Du musst natürlich zu ihr fahren!«, bestärkte ich ihn. »Es geht schließlich nicht um das, was ihre Familie will, sondern um euch beide, wenn ihr euch liebt.«

Und überhaupt! In welchem Jahrhundert lebte die Familie seiner Freundin bitte, wenn sie diese zwangsverkuppeln wollte? Das glich ja fast einem Krimi oder so.

Abrupt stand der Junge auf, den Blick auf einen Punkt hinter mir fixiert. Genervt verzog er das Gesicht. In diesem winzigen Augenblick, als er abgelenkt war, zog ich meine Polaroid-Kamera aus meinem Rucksack und schoss ein Foto von ihm. Das gehörte zu den Geschichten dazu. Da ich nicht wirklich künstlerisch begabt war und spontan Skizzen der Leute anfertigen konnte, mussten Fotos eben reichen – auch, wenn das lange nicht so kreativ war. Fremde Leute abzulichten war vielleicht rechtlich nicht ganz korrekt, aber ich benutzte die Fotos ja nicht für niedere Zwecke, nur für das Tagebuch und das bekam aktuell niemand außer mir zu sehen. Hastig steckte ich das Polaroid-Foto ins Tagebuch.

Ohne ein Wort zu sagen, begann der Junge sich zu entfernen, was mich ehrlich gesagt etwas verwirrte. Ich stopfte die Kamera zurück in den Rucksack und erhob mich ebenfalls. Kurz zögerte ich, dann schaffte ich es doch noch mich zu überwinden und ihm nachzurufen.

»Wie heißt du eigentlich?«

Er drehte sich nicht mehr um. Ein junges Mädchen hatte ihn am Arm gepackt und redete auf ihn ein. Mit den schwarzen Klamotten und den bunten Strähnen in den Haaren sah sie aus wie ein Mini-Rockstar aus der Gruft. Plötzlich hielt sie inne und starrte zu mir hinüber.

»Sein Name ist Constantin Bash und was auch immer er dir gesagt hat, vergiss es! Er liebt nur sich selbst!«

Irritiert durch ihre Worte starrte ich zurück.

Der Junge drehte sich um und grinste zu mir herüber.

»Geschwister«, sagte er entschuldigend, so laut, dass ich es hören konnte. Dann begann er das blonde Mädchen vor sich her zu schieben, während sie zu streiten begannen. Ich riss die Augen weit auf und blickte ihnen mit offenem Mund nach. Sie verschwanden am Ende des Bahnsteigs über eine Treppe nach unten. Verwundert ließ ich mich wieder auf die Bank sacken. Das Tagebuch noch immer in den Händen haltend schlug ich es wieder auf, zückte meinen Kugelschreiber und setzte den Namen *Constantin Bash* unter seine Geschichte und sein Foto.

Manchmal fragte ich mich, ob eine Geschichte vielleicht gar nicht mehr war als das: bloß eine Geschichte. Eine Aneinanderreihung von bedeutungslosen Worten.

»Kasie!«

Jemand hatte mir auf die Schulter getippt und erschrocken fuhr ich herum. Es war ein großes schlankes Mädchen mit langen blonden Haaren und blauen Augen. Sie war bildhübsch und ich erkannte sie sofort von dem Foto wieder, das Mom mir vor einigen Wochen gezeigt hatte. Es war meine Cousine Lucy. Neben ihr stand ein gutaussehender Junge mit scharf geschnittenen Gesichtszügen, blonden Locken und athletischer Figur. So nebeneinander wirkten die beiden wie die Gewinner einer Gen-Lotterie von Supermodels. Ich fühlte mich sofort unglaublich unscheinbar neben den beiden und wünschte wieder, dass ich mich mehr um meinen Aufzug bemüht hätte. Eingeschüchtert sah ich zwischen den beiden hin und her.

Ich wusste gar nicht wirklich, was ich sagen sollte, dabei war ich sonst immer sehr gut im Small-Talk.

»Das ist mein Freund Jasper«, stellte Lucy ihren Begleiter vor. »Wir sind hier, um dich abzuholen. Dad steckt irgendwo auf dem Highway im Stau fest und weiß nicht wie lange noch. Wir waren sowieso unterwegs, also sind wir dein Willkommens-Komitee!« Sie klang beim Sprechen total euphorisch. »Du weißt doch, wer ich bin, oder? Wir haben uns echt lange nicht mehr gesehen! Taylor und Mom -«

»Du überfällst sie ja regelrecht«, unterbrach Jasper meine Cousine, trat nach vorne und hielt mir eine Hand hin. »Lucy plappert immer drauf los, wenn sie nervös ist, mach' dir nichts draus. Freut mich dich kennenzulernen. Soll ich dir deinen Koffer abnehmen?«

»Ich bin Kasia Clark«, erwiderte ich und schüttelte seine Hand. »Das mit dem Gepäck wäre echt nett.«

»Clark im Namen und dann trägst du auch noch eine Brille? Bist du in Wahrheit etwa Supergirl?«, fragte Jasper amüsiert. »Noch ein Superheld fürs Team.«

»Noch einer?«, murmelte ich verwundert.

Lucy seufzte. »Bei uns in der Schule nennen Jasper alle *Mr Handsome*, wegen seines Nachnamens Ransom«, erklärte Lucy. »Den Witz musst du echt nicht verstehen.«

Jasper lachte und nahm meinen Koffer.

Ehe ich mich versah, hatte Lucy mich in den Arm genommen. »Also noch mal – herzlich willkommen, Kasia!«



Tagebucheintrag #56

Manchmal habe ich das Gefühl, mein Leben ist ein einziges Chaos. Diesen Satz hat wohl jeder schon einmal gedacht, oder? Mein eigener Vater hat öfter zu mir gesagt, dass ich mit dem Kopf in den Wolken stecken würde. Ich weiß bis heute nicht, was daran falsch sein soll. Dort oben ist schließlich genug Raum für jeden Gedanken.

Ich erinnerte mich noch sehr gut an mein erstes Jahr an der Highschool. Ich glaube, das ist so eine Lebenserfahrung, die niemand wirklich vergisst. Ein neuer Abschnitt, mit neuen Freunden und hundert aufregenden Dingen, die alle auf einmal zu passieren scheinen. Je länger man auf der Highschool ist, umso mehr fühlt man sich dort zuhause. Es braucht Zeit, um sich an die Vorstellung zu gewöhnen, dass man an diesem Ort vier ganze Jahre seines Lebens verbringen wird. Und jeder Erwachsene, den man fragt, sagt immer, dass man an der Highschool Freundschaften schließt, die bis ins College anhalten und einem Halt geben – wenn man eine Gruppe von Leuten findet, mit denen man sich identifizieren kann. Ich hatte diesen Prozess schon einmal durchlaufen und man sollte doch meinen, dass man es beim zweiten Mal besser weiß oder es einem leichter fällt. Stattdessen war mein erster Schultag an der Roadrige High eine

absolute Katastrophe. Die Tage nach meiner Ankunft im Haus der Reagans waren eine große Umstellung für mich gewesen, aber nichts im Vergleich zur neuen Schule. Nachdem Lucy und ihr Freund mich abgeholt hatten, hatten sie mir etwas die Gegend gezeigt, ehe wir nach Hause gefahren waren. Meine Tante hatte sich total gefreut mich zu sehen und eine Weile hatte ich meinen Verwandten nur Fragen zu mir und meinem Leben beantwortet. Die ganze Familie hatte sich wahnsinnig bemüht, damit ich mich wohl fühlte und das wusste ich zu schätzen. Ich war in einem Gästezimmer untergekommen, das im ersten Stock lag – dort befanden sich auch die Schlafzimmer meiner Cousinen. Das kleine Haus mit der schönen Veranda und dem sechseckigen Pavillon hatte auf Anhieb Eindruck bei mir schinden können. Zusammen mit meinen Eltern wohnte ich in einem Apartment in der Nähe der Innenstadt und hier erschien mir alles viel größer und auch ruhiger und das mochte ich. Überhaupt gab es eine Menge Natur in der Umgebung und während der Autofahrt hatte ich mir schon im Geiste einige Notizen gemacht, welche Ecke ich mir näher ansehen wollte. Was Ortschaften und Wegbeschreibungen anging, hatte ich ein tadelloses Gedächtnis und konnte mir Details bestens einprägen. Ich hatte mich noch nie in meinem Leben verlaufen und meine Mom scherzte immer wieder, dass ich ein eingebautes Navigationssystem besaß. Ich war ziemlich stolz darauf, dass ich mich so gut zurecht fand. Wenn ich ehrlich war, fand ich die meisten technischen Geräte einfach überflüssig und verstand die Besessenheit der Leute von ihren Smartphones überhaupt nicht. Wenn irgendwann einmal das Internet nicht mehr funktionierte, waren alle restlos verloren – ich würde immerhin noch ohne App den Weg nach Hause oder zum nächsten Supermarkt finden. Okay, vielleicht sollte ich den Leuten mehr zutrauen,

aber meinen Beobachtungen nach war es eine allgemein anerkannte Sucht, ständig zu tippen, zu chatten und zu simsens, statt jemanden zu besuchen und von Angesicht zu Angesicht mit einer Person zu reden. Mir war sogar der Gedanke gekommen so etwas in dieser Richtung für mein Senior-Year-Projekt am Ende der Highschool zu machen: *Leben ohne Internet*. Ein Selbstexperiment für ein paar Wochen. Als ich mich im Gästezimmer einigermaßen eingerichtet hatte (was bedeutete, dass ich den Inhalt meines Koffers kreuz und quer im Raum verteilte), hätte ich dieses Selbstexperiment am liebsten sofort verwirklicht. Meine Mom versuchte nämlich schon zum dritten Mal mich am Handy zu erreichen und ich war einfach nicht in der Stimmung gewesen mit ihr zu plaudern, nachdem die Reagans mich schon so arg gelöchert hatten. Was Konversationen anging, war ich manchmal echt schnell überfordert und brauchte dann immer etwas Ruhe und Abstand, ehe mich die nächste Person überfallen konnte. Aber ich wollte Mom nicht hängen lassen, also erzählte ich ihr knapp, dass meine Reise gut verlaufen und ich heil angekommen war. Dann redete ich mich mit schlechtem Empfang raus und legte einfach auf. Selber schuld – sie hätte ja auch gleich auf dem Festnetz anrufen können. Ich war ja nicht blöd. Das Problem lag auf der Hand: sie hatte gar keine Lust sich mit meinem Onkel auseinanderzusetzen. Kein Wunder, wo meine Mom ihren Schwager doch etliche Jahre ignoriert hatte und dann aus heiterem Himmel kontaktierte, um ihn um einen Gefallen zu bitten. Ich war froh, dass Onkel Frank mir das Ganze nicht übel nahm. Zumindest hatte er nichts dazu gesagt, sondern so getan, als würden wir uns regelmäßig sehen. Dabei hatte sein Blick mehr gesagt als tausend Worte. Er hatte mich erst mal eine Runde angestarrt und sich sicher gefragt, ob ich auch wirklich Kasie Clark war

und keine Hochstaplerin. Zumindest das blonde Haar hatte ich von Dad geerbt. Wer wusste schon, wie ich in Onkel Franks Augen eigentlich aussah. Sah ich Dad ähnlich? Oder doch eher meiner Mom? Ich konnte so etwas total schwer abschätzen und hatte mir nie viele Gedanken darüber gemacht. Lucy und ihre ältere Schwester Taylor sahen jedenfalls total unterschiedlich aus. Lucy entsprach dem Stereotyp einer hübschen Blondine, die sich modisch kleidete, selbstbewusst war und so lange Beine wie ein Supermodel hatte. Taylor hingegen war etwas kleiner, ihr Kleidungsstil eigenwilliger und ihre braunen Haare hatte sie an den Spitzen in einem helleren Ton gefärbt, vielleicht sogar, um gegen den Strom zu schwimmen. Wenn ich mich im Notfall aus einem Kleiderschrank bedienen müsste, dann aus Taylors, sie schien da einfacherer gestrickt zu sein – genau wie ich. Mein Onkel war Tierarzt und aufgrund einer späteren Schicht gar nicht zu Hause gewesen, als ich angekommen war. Und weil ich an diesem Abend früh zu Bett ging, um ein bisschen Schlaf aufzuholen, den ich aufgrund der frühen Zugreise nicht bekommen hatte, traf ich ihn erst am nächsten Morgen an. In den ersten Tagen fühlte ich mich fremd im Haus. Die Reagans hatten ihren ganz eigenen Familien-Rhythmus und es war schwer mithalten zu können. Sie kamen und gingen alle unterschiedlich zur Arbeit oder zur Schule, es gab keinen festen Plan, wann alle einmal zusammen waren, und kein Muster, dem ihr Alltag folgte. Da ich sehr anpassungsfähig war, lebte ich mich schneller ein als gedacht. Soweit lief auch alles ganz gut, bis ich dann an dem Montag, eine Woche nach meiner Ankunft, zur Highschool gehen sollte, weil der Papierkram durch war und ich den Unterricht besuchen durfte. Taylor wurde immer von ihrem Freund abgeholt, weshalb der Wagen, den sie sich mit Lucy teilte, praktisch ihrer Schwester allein

gehörte. Taylors Freund Hunter war genau wie Jasper unverschämt gutaussehend und selbstbewusst, mit einer so charmanten Ausstrahlung, dass ich mir eine imaginäre Sonnenbrille aufsetzen musste, wenn ich ihn ansah. Mal im Ernst – wo kamen denn bitte diese ganzen heißen Highschool-Kerle alle her? In der Stadt, in der ich gelebt hatte, würde man die nicht mal mit einer Lupe finden. Wenn alle an der Roadridge so aussahen, dann würde ich mir eine Papiertüte über den Kopf ziehen und niemandem jemals mein Gesicht zeigen. Ich war sozusagen Bella Swan in einem Nest voller glitzernder Vampire.

Meine Sorgen behielt ich auf der Fahrt mit Lucy zur Schule für mich, aber sie merkte schnell, dass ich nervös war und sprach mir deshalb gut zu. Weil wir beide in einer Stufe waren, bot sie mir sogar an mich durch den Tag zu begleiten, wenn ich meinen Stundenplan aus dem Sekretariat geholt hatte, aber ich lehnte ab. Nicht, weil ich die Hilfe nicht gebrauchen konnte oder Lucy mir zu aufdringlich war, aber ich wollte ihr nicht gleich am ersten Schultag zur Last fallen. So trennten sich unsere Wege am Haupteingang der Schule – und der Katastrophen-Tag nahm schleichend seinen Lauf.

Nachdem ich meinen Stundenplan abgeholt hatte, stand ich eine Weile vor dem Hallen-Plan, der wie eine Art Karte direkt neben dem Sekretariat hing, um mir den Weg zu meinem ersten Kurs an diesem Tag einzuprägen. Im Gegensatz zu dem, was man immer in TV-Serien sah, hatte man in der Realität nicht ewig lange Zeit, um durch die Flure zu wandern oder Stunden neben seinem Spind totzuschlagen, während man so tat, als würde man etwas darin suchen. Ich musste mich richtig abhetzen, um pünktlich zu Volkswirtschaftslehre zu kommen, was nebenbei bemerkt wirklich ultra-langweilig war. Mein Kreislauf war total

eingeschlafen, als die Stunde endete und mit jemandem gesprochen hatte ich auch nicht. Bevor ich zum nächsten Raum eilen musste, machte ich einen Abstecher aufs Klo und bemerkte zu spät, dass ich in die falsche Toilette gelaufen war. Mit knallrotem Kopf machte ich sofort kehrt, ehe sich jemand mein Gesicht einprägen konnte und rannte dabei auch noch zwei jüngere Mädchen fast über den Haufen, die mir wütend nachsahen. In der großen Lunch-Pause machte ich meinen Spind ausfindig und es dauerte ewig, bis ich es schaffte das rostige Ding zu öffnen. Genervt schlug ich das Teil wieder zu und wollte weiter latschen, aber etwas hielt mich zurück. Das Geräusch von reißendem Stoff drang an meine Ohren und ich hielt erschrocken inne.

Neben mir begann jemand amüsiert zu lachen.

»Mein Pullover ist eingeklemmt, oder?«, murmelte ich zu niemand Bestimmtem und schloss kurz die Augen.

»Du bist neu hier, stimmt's?«

Seufzend öffnete ich die Augen wieder und blickte zur Seite. Ein Mädchen mit asiatischen Gesichtszügen und glattem schwarzem Haar lächelte mich erheitert an. Über ihrer Schulter hing lässig ein knallroter Rucksack voller Buttons und in der Hand hatte sie eine Packung Oreokekse, von denen sie sich einen in den Mund schob.

»Warte, ich helfe dir«, sagte sie freundlich. »Mhh, dein Pullover klemmt echt fest. Kombination?« Ich nannte sie ihr und sie öffnete meinen Spind, so dass ich mich selber befreien konnte. Ich drehte mich herum und warf ihr einen dankbaren Blick zu. »Du hast am Rücken einen riesigen Riss im Stoff. Vielleicht kannst du einfach behaupten, dass du voll auf Grunge-Look stehst.«

»Wundervoll«, murmelte ich.

»Ich bin Jemma«, stellte sie sich mir vor. »Spind-Nachbarin, Oreosüchtige und selbsternannte Vorsitzende des Pantomime-Clubs der Roadrige Highschool!«

Ungläubig glotzte ich sie an. »Wie bitte?«

»Ja, ja«, sagte Jemma und verdrehte die Augen. »Oreos sind ungesund und machen süchtig, ich weiß. Dann steht da auch noch *Familienpackung* drauf, aber denken die Hersteller denn wirklich, dass man die mit seiner Familie teilt? Die reichen ja nicht mal für mich.« Wie um ihre Worte zu untermalen, steckte sie sich einen weiteren Keks in den Mund und schmatzte genüsslich. »Vertrau mir, Oreos sind besser als das Cafeteria-Essen hier.«

Mit offenem Mund starrte ich meine Spind-Nachbarin an. »Also *das* war es jetzt nicht, was ich seltsam fand«, meinte ich und runzelte die Stirn. »Pantomime?«

Jemma machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ist eine lange Geschichte und wenn ich sie dir erzähle, dann hältst du mich für einen Freak und ich will dich echt nicht vergraulen. Ich könnte eine Freundin gebrauchen und da du neu hier bist, erhebe ich Anspruch!«

»Woher willst du wissen, ob ich neu bin?«

Jemma deutete auf meinen Spind. Im Vergleich zu den anderen sah er wirklich richtig gammelig aus. Der Lack war abgesplittert und die Tür einfach mega verrostet.

»Der Spind gehörte vorher einer holländischen Austauschschülerin und die hat ihren Käse da gebunkert. Der hat gestunken wie sonst was und niemand, ja *niemand* an dieser Schule würde da freiwillig einziehen.«

*Super, noch so eine tolle Sache an diesem Tag!* Missmutig betrachtete ich meinen Spind. Langsam beugte ich mich vor und schnüffelte ein bisschen.

Es roch wirklich ganz schwach nach Käse. Ich hatte also den beschissensten Spind der ganzen Schule abbekommen.

»Mach dir nichts draus«, meinte Jemma aufmunternd. Sie klopfte mir auf die Schulter. »Wenn du nicht genau drauf achtest, dann vergisst du die Sache wieder. Es gibt Schlimmeres, als sein Zeug in den Käse-Spind stecken zu müssen. Zum Beispiel der Englisch Leistungskurs von Ms Hollis. Sieht super auf College-Bewerbungen aus, aber ständig zwingt sie uns irgendein lahmes Buch zu lesen oder sogar selber etwas zu schreiben – urks!«

Der Name der Lehrerin kam mir bekannt vor, also warf ich einen kurzen Blick auf meinen Stundenplan. Ehe ich etwas sagen konnte, hatte Jemma sich schon neben mich gestellt – zu nah, für meinen Geschmack – und spähte mir über die Schulter. Mitfühlend nickte sie.

»Sieht so aus, als wären wir beide in diesem Kurs.«

»An meiner alten Schule gefiel mir der Kurs immer sehr gut«, rechtfertigte ich mich rasch. »Mein Dad war früher mal für eine Weile Journalist und ich hab ein Faible für außergewöhnliche Geschichten. Deshalb lese ich auch ziemlich gerne und möchte auch schreiben.«

»Ms Hollis wird dich lieben«, meinte Jemma überzeugt. »So viel Elan hat unsere ganze Klasse nicht. Wieso bist du denn jetzt überhaupt hier? Jobwechsel der Eltern?«

Ich zögerte. Es war gar nicht so leicht zu erklären, warum ich vorübergehend zu meinen Verwandten gezogen war und sogar die Schule gewechselt hatte. In einem Satz ließ sich das jedenfalls nicht zusammenfassen und ich wollte keinem Mädchen, das ich gefühlte fünf Minuten kannte, meine halbe Lebensgeschichte erzählen.

»Du musst es mir nicht sagen«, meinte Jemma. Es war ihr nicht entgangen, dass ich wie versteinert dagestanden hatte, während ich mir den Kopf zermarterte.

Schuldbewusst biss ich mir auf die Unterlippe.

»Ich mach dir einen Vorschlag«, fuhr sie fort. »Du gibst mir eine Chance und hängst diese Woche mit mir ab und dafür frage ich nicht noch mal nach dem Grund.«

»Deal«, sagte ich erleichtert. Und um das Thema zu wechseln, fügte ich hinzu: »Was ist ein Pantomime-Club?«

Jemma verzog das Gesicht. »Na gut, ich erzähl's dir. Aber unter einer Bedingung: du schließt dich uns an.«

»Ich soll dem Pantomime-Club beitreten?«

»Bisher besteht er nur aus mir«, gestand Jemma. Es fiel mir nicht schwer das zu glauben. Es gab ja allerhand Clubs und AGs an Schulen, aber so etwas? Gehörte Pantomime nicht in den Zirkus oder eine verrückte Show?

Ein Klingeln unterbrach unsere Unterhaltung. So was Blödes! Offenbar war die große Mittagspause schon fast wieder vorbei und ich hatte sie vor meinem Spind verbracht. Na ja, Pluspunkt: ich hatte eine Freundin gemacht. Eine etwas merkwürdige Freundin, aber es war der erste Erfolg, den ich seit meiner Ankunft vorzuweisen hatte. Wer weiß? Vielleicht würde es mit ihr ganz lustig werden. Und ich konnte meiner Tante davon erzählen. Dann würde sie auch aufhören mich so besorgt anzusehen und zu glauben, dass ich antisozial veranlagt war.

»Lass uns besser losgehen, ehe sich die Hallen füllen und wir es nicht mehr rechtzeitig zum Nebengebäude schaffen«, schlug Jemma vor. »Wie heißt du eigentlich?«

Ich setzte ein Lächeln auf. »Kasie Clark.«

»Ms Hollis wird dich wirklich lieben«, murmelte Jemma. »Ihre Lieblingsautorin ist Mary Higgins *Clark* – das erwähnt sie auch immer mal wieder. Ich glaube, Ms Hollis wäre lieber Schriftstellerin statt Lehrerin.«

Jemma und ich setzten uns in Bewegung und jedes Mal, wenn wir irgendwo abbiegen mussten, deutete sie vorher in die Richtung, damit ich ihr schneller folgen konnte.

Der Raum, in dem der Englisch-Leistungskurs stattfand, lag im Erdgeschoß und man konnte durch die Fenster auf den großen Hof vor dem Haupteingang blicken. Normale Plätze gab es keine, aber dafür diese Stühle, die eine eingebaute Tischplatte hatten. Diese Dinger waren mega unpraktisch und an meiner alten Schule vor einer Weile abgeschafft worden. Man hatte einfach viel zu wenig Platz für seine Schreibunterlagen und Stifte. Weil es eine feste Sitzordnung gab, wie Jemma mir erklärte, musste ich warten, bis Ms Hollis ins Klassenzimmer kam. Ich war froh, dass sie das tat, bevor sich der Raum gefüllt hatte und mich alle Schüler ins Visier nahmen.

Ms Hollis hätte die Schwester der Queen sein können. Sie war ziemlich alt, trug aus der Mode gekommenen Perlenschmuck und ein so grellrotes Kostüm, dass Jemmas Rucksack nichts dagegen war. Ihre Haare hatte sie zu einer Art Welle toupiert, die sich an ihren Kopf schmiegte. Es sah aus, als sei ein Nest in sich zusammengefallen. Dafür schien sie ganz nett zu sein.

Ich bekam einen Platz in der zweiten Reihe, direkt am Fenster. Ms Hollis fing den Unterricht mit einem Zitat von Mary Higgins Clark an – Jemma hatte nicht übertrieben. Sie klang mega euphorisch, als sie sprach.

»Wie meine Lieblingsautorin einmal gesagt hat: wenn man fürs Leben glücklich sein möchte, dann sollte man lieben, was man tut!«, sagte Ms Hollis. »Und weil ich es liebe, wenn meine Schüler kreativ sind, möchte ich heute ein paar von Ihnen bitten ihre Hausarbeit vorzulesen. Es war Ihre Aufgabe, eine spannende Geschichte auf einer Seite zu umreißen, ehe wir nächste Woche mit einem neuen Thema in diesem Kurs beginnen.«

Die Klasse stöhnte wie abgesprochen synchron auf.

»Wenn es in dem Zitat heißt, dass man selber etwas tun sollte, müssten Sie uns dann nicht etwas vorlesen?«, kam es von einem Jungen aus der hinteren Reihe. »Sie sind doch hier die Lehrerin, Ms Hollis.«

Der Kommentar erntete ein wenig Zustimmung, aber die meisten meiner neuen Mitschüler blieben stumm. Besserwisserische Klugscheißer gab es auch echt überall, da musste man die Highschool schon ganz schmeißen, um solchen dummen Sprüchen zu entkommen. Der Ausdruck auf Ms Hollis Miene wurde augenblicklich hart. Mit der alten Frau war anscheinend wirklich nicht gut Kirschen essen.

»Kommen Sie doch nach vorne, Mr Bash, und lesen Sie uns Ihre Geschichte vor«, forderte die Lehrerin den Unruhestifter auf. »Ich bin mir sicher, sie ist zauberhaft.«

Ein Stuhl wurde gerückt, ein Junge schlurfte nach vorne und blieb neben Ms Hollis stehen. Ich erkannte ihn nicht sofort, dabei war es erst ein paar Tage her, dass ich mich mit ihm unterhalten hatte. Erst als er anfing seine Geschichte wiederzugeben, ging mir sprichwörtlich ein Licht auf. In meinem Hirn explodierten regelrecht mehrere Glühbirnen, als sich wie bei einem Puzzle ein paar Teile zusammenzufügen begannen.

»Wo ist denn Ihr Blatt?«, fragte Ms Hollis.

»Ich kenne die Geschichte auch so.« Der Junge straffte die Schultern und ließ seine Stimme unheilvoll klingen. »Darin geht es um einen jungen Soldaten, der nach dem Krieg in seine Heimat zurückkehrt. Leider stellt er fest, dass seine Geliebte nicht mehr in der Stadt lebt. Er bringt in Erfahrung, dass ihre Familie umgezogen ist, um einen Keil zwischen ihre junge Liebe zu treiben. Völlig aufgelöst verbringt er jeden Tag am Bahnsteig, in der Hoffnung, seine Freundin würde zu ihm zurückkommen. Erst, als er genug Geld für ein Bahnticket hat – er muss nämlich nach Island und das ist arschteuer, kann ich euch sagen -«

»Mr Bash, achten Sie auf Ihre Wortwahl!«

»Sorry, Ms Hollis! Also, wo war ich? Genau, nach Island zu reisen ist einfach teurer als ein Wochenende im Harry-Potter-Themenpark und wäre der Kerl nicht blind vor Liebe gewesen, dann hätte er sein Geld vielleicht eher in einen coolen Urlaub gesteckt als in eine Bahnfahrt, aber er war verliebt und Liebe vernebelt einem eben richtig krass die Hirnzellen.«

Meine Mitschüler begannen zu lachen. Ich hingegen versteifte mich in meinem Sitz. Die Geschichte kam mir einfach bekannt vor – zu bekannt. Ich fixierte ihn mit den Augen und Wut kochte in meinem Inneren hoch. Weil er den Blick immer geradeaus gerichtet hielt, hatte er mich noch nicht bemerkt.

»Jedenfalls saß der Soldat, als er endlich genug Geld gespart hatte, wieder am Bahnhof, um nach Island zu reisen und wartete auf seinen Zug. Als ob das Ganze nicht schon dramatisch genug wäre, war seine Geliebte auch noch krank geworden und ihre Eltern hatten sie einem anderen Mann versprochen. Sie wollten die Ehre der Familie retten, ehe ihre Tochter einen frühzeitigen Tod sterben würde. Unverheiratet zu sterben

war damals nämlich eine größere Schande als ein Auftritt bei American Idol. Doch dann geschah ein Erdbeben, der Bahnhof stürzte ein und der Soldat wurde von Trümmern erschlagen. Ihr seht also: Happy Ends gibt es nicht.«

Im Raum war es mit einem Mal ganz still geworden. Ms Hollis musterte ihren Schüler skeptisch und versuchte wohl abzuschätzen, ob er sich das alles wirklich ausgedacht hatte oder ob es der Plot aus irgendeinem Film war.

Noch bevor seine Geschichte endete, hatte mein Puls sich vor Aufregung so beschleunigt, dass ich nicht mehr stillsitzen konnte. Dieser miese Lügner! Fast genau dieselbe Geschichte hatte er mir am Bahnhof erzählt, nur, dass die Details anders gewesen waren. Ich hatte Mitgefühl für ihn gehabt, dabei hatte er mir die Story sicher nur erzählt, um mich anzumachen. Oder er stand einfach darauf andere Leute gehörig zu verarschen. Was auch immer der Grund war, ich wäre ihm am liebsten sofort an die Gurgel gesprungen. Ehe ich richtig darüber nachgedacht hatte, war ich hochgeschossen. Doch ich hatte die Rechnung ohne diesen dummen Stuhl samt Tischplatte gemacht. Statt aufzustehen, verhedderte ich mich in meinem engen Sitzplatz und der Stuhltisch klatschte samt mir seitlich auf den kalten Boden.

Das Geräusch, das die Sache machte, ging durch den ganzen Raum und weil ich so weit vorne saß, hatten die anderen einen perfekten Blick auf mein Missgeschick. Dieses Mal lachten sie nicht über Bashes abwegige Erzählung, sondern über meine Tollpatschigkeit. Und natürlich war das der Moment, als sich unsere Blicke trafen. Bash sah auf mich herab und Erkenntnis huschte über seine Miene. Ms Hollis war als Erste an meiner Seite und gemeinsam mit dem Mädchen, das links von mir gesessen hatte,